

# Edith Stein und der Entwurf für eine Enzyklika gegen Rassismus und Antisemitismus

Von J. H. Nota SJ

Schon 1933 verfolgte Papst Pius XI. mit wacher Sorge die Übergriffe des NS-Regimes gegen die Juden in Deutschland, mußte aber sogleich auch erfahren, wie wenig gegen die Diskriminierungspolitik Hitlers auszurichten war. Einer Anregung Kardinal Bertrams folgend<sup>1</sup>, benutzte Kardinalstaatssekretär Pacelli die Ratifizierung des Reichskonkordats im September 1933, um ebenso wie für die entlassenen katholischen Beamten auch für die getauften Juden einzutreten<sup>2</sup>, stieß dabei jedoch auf den heftigsten Widerstand der Regierungsstellen, diese Mahnung überhaupt zur Kenntnis zu nehmen.

Es ist mir nicht bekannt, wieweit Staatssekretär Pacelli bei einem solchen Versuch anlässlich der Ratifizierung des Konkordats besonders an eine Dozentin an der Pädagogischen Akademie in Münster, Edith Stein, gedacht hat. Ganz sicher ist es, daß diese Edith Stein, die berühmte Phänomenologin, die erste Assistentin von Edmund Husserl, fünf Jahre vor der Machtergreifung einen tiefen Eindruck auf den damaligen päpstlichen Nuntius Pacelli gemacht hat. Nach ihrem Übertritt vom Atheismus zur katholischen Kirche war sie Dozentin am Magdalena-Institut in Speyer geworden. Wie sie mir selbst erzählte, hatte sie die Praxis ihrer jüdischen Religion als Mädchen von vierzehn Jahren aufgegeben und fühlte sich erst nach ihrer Rückkehr zu Gott wieder jüdisch. Sie ging mit ihrer Mutter in die Synagoge und betete zusammen mit ihr die Psalmen.

Im Oktober 1928 feierte man in Speyer die Siebenhundertjahrfeier der Schule. Nuntius Pacelli war anwesend, als sie im Namen der Dozenten ein Wort des Willkommens sprach. Für Pacelli war diese Begegnung so wichtig, daß er 1953 in einer Privataudienz sagte, er bete jeden Tag zu Edith Stein, und er bat seinen Bruder, alles zu tun, um die Erinnerung an diese große Frau lebendig zu halten.

---

<sup>1</sup> Vgl. Bertram an Pacelli, 2. September 1933 (Druck: Kirchliche Akten über die Reichskonkordatsverhandlungen 1933, hrsg. von Ludwig Volk, Mainz 1969, S. 241 f.): »Wird es möglich sein, daß der Heilige Stuhl ein warmherziges Wort einlegt für jene vom Judentum zur christlichen Religion Bekehrten<sup>14</sup>, die selbst oder deren Kinder oder Großkinder jetzt wegen Mangels der arischen Abstammung in Elend kommen?

Das sind einige der vielen und ersten Sorgen. Der Episkopat weiß, daß der Heilige Stuhl nicht allen diesen Sorgen Abhilfe schaffen kann. Kann der Heilige Stuhl bei Ratifikation des Konkordats sich Verhandlungen vorbehalten zu tunlichstem Schutze der kirchlichen Belange, für deren Schutz der Geist des Konkordats als einer freundschaftlichen Verständigung unter den höchsten Gewalten die naturgemäße Handhabe bietet?« [Zu: Anm. 14 s. u. Anm. 2.]

<sup>2</sup> Vgl. Notiz des Päpstlichen Staatssekretariats, 9. September 1933 (Druck: Staatliche Akten über die Reichskonkordatsverhandlungen 1933, hrsg. von Alfons Kupper, Mainz 1969, S. 381): Bei dieser Gelegenheit erlaubt sich der Heilige Stuhl noch ein Wort einzulegen für diejenigen deutschen Katholiken, die selbst vom Judentum zur christlichen Religion übergetreten sind oder von solchen zum katholischen Glauben übergetretenen Juden in erster oder entfernterer Generation abstammen und die jetzt aus der Regierung bekannten Gründen gleichfalls unter gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten leiden.

Aber zwischen 1928 und 1953 war viel geschehen, und der Anfang des Kreuzweges für Edith Stein – bis zum Vergasungstod in Auschwitz-Birkenau – war eben dieses Jahr 1933. In diesem Jahr zwangen die Nationalsozialisten sie, ihre Vorlesungen aufzugeben.

Es ist klar, daß Edith Stein sich darüber nicht gewundert hat. Sie hat sich in der Zeit der Machtübernahme gar keine Illusionen gemacht, wie so viele andere, sondern sie hat, voraussehend, was kommen würde, alles versucht, um ihrem Volke zu helfen. Man liest in den vielen Büchern und Artikeln ausführlich, wie sie 1933 den Augenblick sah, ihrem tiefsten Verlangen zu folgen und in den Karmel einzutreten. Aber meines Erachtens erwähnt und betont man zu wenig, daß sie in derselben Zeit versucht hat, eine Privataudienz bei Pius XI. zu bekommen, um mit ihm über die drohende Gefahr für ihr Volk zu sprechen und ihn um eine Enzyklika darüber zu bitten. Ich zitiere ihre eigenen Worte aus einem Bericht für ihre Mutter Priorin. Sie erzählt, wie sie 1933, als sie an einem Abend die Tür ihres eigenen Hauses nicht öffnen konnte, da sie den Schlüssel vergessen hatte oder da von innen ein Schlüssel steckte, die Einladung eines katholischen Lehrers bekam: »Meine Frau lädt Sie herzlich ein, bei uns zu übernachten.« Das war eine gute Lösung; ich nahm dankend an. Sie führten mich in ein schlichtes Münsteraner Bürgerhaus. Wir nahmen im Wohnzimmer Platz. Die freundliche Hausfrau stellte eine Schale mit Obst auf den Tisch und entfernte sich dann, um ein Zimmer zu richten. Der Hausherr begann ein Gespräch und erzählte, was amerikanische Zeitungen von an Juden verübten Greuelthaten berichteten. Es waren unverbürgte Nachrichten, ich will sie nicht wiederholen. Es kommt mir nur auf den Eindruck an, den ich an diesem Abend empfing. Ich hatte ja schon vorher von scharfen Maßnahmen gegen die Juden gehört. Aber jetzt ging mir auf einmal ein Licht auf, daß Gott wieder einmal Seine Hand schwer auf Sein Volk gelegt hatte und daß das Schicksal dieses Volkes auch das meine war. Ich ließ den Gastgeber, der mir gegenüber saß, nicht merken, was in mir vorging. Offenbar wußte er nichts von meiner Abstammung. Ich habe in solchen Fällen meist die entsprechende Aufklärung gegeben. Diesmal tat ich es nicht. Es wäre mir wie eine Verletzung des Gastrechts erschienen, wenn ich jetzt durch eine solche Mitteilung seine Nachtruhe gestört hätte. Am Donnerstag der Passionswoche fuhr ich nach Beuron. Seit 1928 hatte ich dort alljährlich die Karwoche und Ostern mitgefeiert und dabei still für mich Exerzitien gehalten. Diesmal führte mich noch ein besonderes Anliegen hin. Ich hatte in den letzten Wochen immerfort überlegt, ob ich nicht in der Judenfrage etwas tun konnte. Schließlich hatte ich den Plan gefaßt, nach Rom zu fahren und den Heiligen Vater in Privataudienz um eine Enzyklika zu bitten. Ich wollte aber einen solchen Schritt nicht eigenmächtig tun . . . Obwohl es meiner Natur entsprach, einen solchen äußeren Schritt zu unternehmen, fühlte ich jedoch, daß das noch nicht das Eigentliche sei. Worin aber das Eigentliche bestand, das wußte ich auch nicht. In Köln unterbrach ich die Fahrt . . . Es war der Vorabend des ersten Freitags im April . . . Um 8 Uhr abends fanden wir uns zur Heiligen Stunde im Karmel Köln-Lindenthal ein . . . Ich sprach mit dem Heiland und sagte ihm, ich wüßte, daß es Sein Kreuz sei, das jetzt auf das jüdische Volk gelegt würde. Die meisten verstünden es nicht; aber die es verstünden, die müßten es im Namen aller bereitwillig auf sich nehmen. Ich wollte das tun. Er sollte mir zeigen wie. Als die Andacht zu Ende war, hatte ich die innere Gewiß-

heit, daß ich erhört sei. Aber worin das Kreuztragen bestehen sollte, das wußte ich noch nicht . . . Meine Erkundigungen in Rom ergaben, daß ich wegen des großen Andranges [Heiliges Jahr 1933] keine Aussicht auf eine Privataudienz hätte. Nur zu einer »kleinen Audienz« (d. h. im kleinen Kreis) könne man mir verhelfen. Damit war mir nicht gedient. So verzichtete ich auf die Reise und trug mein Anliegen schriftlich vor. Ich weiß, daß mein Brief dem Heiligen Vater versiegelt übergeben ist; ich habe auch einige Zeit danach seinen Segen für mich und meine Angehörigen erhalten. Etwas anderes ist nicht erfolgt. Ich habe aber später oft gedacht, ob ihm dieser Brief nicht noch manchmal in den Sinn kommen mochte. Es hat sich nämlich in den folgenden Jahren Schritt für Schritt erfüllt, was ich damals für die Zukunft der Katholiken in Deutschland voraussagte.«<sup>3</sup>

Hilda Gräf in ihrer Biographie über Edith Stein meint, daß Edith sich in ihrer Einsicht überschätzte. Tatsächlich hat aber die Geschichte der Phänomenologin recht gegeben, da sie aus der Erfahrung zum Verstehen der Realität gekommen war.

Übrigens war Edith Stein nicht die einzige, die in den dreißiger Jahren die Idee einer Enzyklika gegen den Antisemitismus erwähnte und meinte, daß Pius XI. der Papst wäre, ein solches Schreiben zu veröffentlichen. Der niederländische Universitätsprofessor J. Veraart schrieb 1938, daß man einer solchen Enzyklika bald entgegensehen könne<sup>4</sup>. Er begründete dies damit, daß nach seiner Meinung Pius XI. der große Prophet ist, der den Mut hat, seine Stimme gegen die öffentliche Weltmeinung zu erheben. Er hatte den Mut zu protestieren, nicht diplomatisch, sondern prophetisch und priesterlich. In diesem Geiste hat er viele Male gegen Mussolini gesprochen und geschrieben. In gleichem Geist hat er 1937 – nach den vielen Verletzungen des Konkordats – die Enzyklika »Mit brennender Sorge« erlassen, deren Entwurf von Kardinal Faulhaber geschrieben und von Pacelli überarbeitet wurde. P. Robert Graham SJ hat mir aber erst 1968 erzählt, daß er bei seiner Arbeit für die Publikation der Dokumente aus dem Vatikanischen Archiv einen Entwurf für eine Enzyklika gegen Rassismus und Antisemitismus gefunden habe. Ende 1972 hat das amerikanische Wochenblatt »National Catholic Reporter« einen Mangel an gutem Geschmack gezeigt, indem es einige Fragmente dieses Entwurfes publizierte mit einem Kommentar, der Anspielungen gegen den damaligen Jesuitengeneral P. Ledóchowski und gegen Pius XII. hinzufügte<sup>5</sup>.

Ich sage: Mangel an gutem Geschmack, denn man hatte diese Dokumente nicht auf ehrliche Weise bekommen. Tatsache ist aber, daß man jetzt einen Teil des Textes kennt. Deshalb haben die Herausgeber des »Freiburger Rundbriefs« mich um einen Beitrag über diesen Entwurf gebeten, darüber, was er tatsächlich, insbesondere über den Antisemitismus enthält, wie er entstand und warum es denn niemals zu einer solchen Enzyklika gekommen sei. Ich will versuchen, auf diese Fragen möglichst gut zu antworten. Aber meine Antwort mag etwas enttäuschend sein. Die Möglichkeiten, den wirklichen Verlauf der Tatsachen festzustellen, sind beschränkt, und mein Gewissen und meine Phantasie sind nicht unbegrenzt, anders als bei Rolf Hochhuth und bei dem Berichterstatter des »National Catholic Reporter«.

<sup>3</sup> Teresia Renata de Spiritu Sancto, Edith Stein. Nürnberg 1952<sup>6</sup>, S. 116 ff.

<sup>4</sup> Prof. Dr. J. Veraart, Joden in Nederland. Hilversum 1938, S. 20.

<sup>5</sup> Vgl. diese Zeitschrift 2/73, S. 191 f.

Zuerst war es außerordentlich schwer, den vollständigen Text zu bekommen, da wir in dem »National Catholic Reporter« nur einige Fragmente aus dem Entwurf von P. John La Farge SJ zu lesen bekamen. Briefe nach Rom, Paris, Deutschland, Nordamerika erbrachten im allgemeinen zwar einige freundliche Worte, aber nicht den Text. Man habe den Text nicht, hieß es, ich solle aber versuchen, bei . . . , um zu vernehmen, daß man den Text zwar habe, aber der sei doch geheim usw. Allmählich fand ich heraus, daß es vier Fassungen des Textes gibt: englisch, deutsch, französisch, lateinisch. Vermutlich haben die Patres Gundlach, La Farge und Desbuquois gemeinsam an dem Text gearbeitet. Endlich habe ich von P. Edward Stanton SJ, Boston College – der eine von ihm noch zu publizierende Dissertation über P. La Farge geschrieben hat –, den englischen Text bekommen. Da die Redaktion der Monatsschrift »The Catholic Mind« sich entschlossen hat, den englischen Text zu publizieren, meinte P. Stanton, daß er auch mir den La-Farge-Entwurf für den »Freiburger Rundbrief« anvertrauen könnte. Ich bin ihm sehr dankbar, daß er mir den Text noch vor der Publikation seiner Dissertation geschickt hat, denn ohne seine Hilfe hätte dieser Aufsatz niemals geschrieben werden können. Meine Versuche, auch die anderen Texte zu bekommen, sind leider gescheitert, obschon Dr. Johannes Schwarte – der eine hoffentlich bald erscheinende Dissertation über P. Gustav Gundlach SJ geschrieben hat –, mir auch außerordentlich behilflich war. Aber »seine Hände waren gebunden«. Sehr wertvoll ist seine Mitteilung, daß die Fassungen »bis auf die Passagen über den Rassismus und Antisemitismus im engeren Sinne identisch sind . . .« Und deshalb möchten wir zuerst einige kritische Bedenken gegenüber dem englischen Text äußern, um uns später mit P. Gundlachs Fassung zu beschäftigen.

Eine Rekonstruktion der Geschehnisse ergibt folgendes Bild: Pius XI. hat Edith Steins Schreiben gewiß nicht beiseite gelegt und nicht nur formal beantworten wollen. Ihr Brief ist einige Zeit auf seinem Schreibtisch geblieben und hat ihn auch innerlich bewegt. Der Papst schrieb dann 1937 den Protest gegen den Nationalsozialismus im allgemeinen (zusammen mit der Enzyklika »Divini Redemptoris« gegen den Kommunismus). Und als der Strom des Antisemitismus 1938 nach Italien kam, faßte der Papst den Entschluß, endlich das zu tun, worum Edith Stein schon 1933 gebeten hatte. Im Juni 1938 beauftragte er in einer Privataudienz John La Farge SJ, den Kämpfer für die Rassengleichheit in den Vereinigten Staaten, einen Entwurf für eine Enzyklika gegen den Rassismus und Antisemitismus abzufassen. Pius XI. hatte sein Buch gelesen und schätzte es sehr hoch. Dieser Auftrag war für P. La Farge eine große Überraschung, aber dank der Hilfe des Jesuitengenerals Wladimir Ledóchowski konnte er auf die Mitarbeit von Gustav Gundlach SJ rechnen, der mit solchen Fragen schon etwas besser vertraut war, und von P. Desbuquois SJ von der »Action Populaire« in Paris. Das Ergebnis war ein Entwurf von 125 Seiten (Ms. La Farge), zusammengestellt, Paris, Sommer 1938, in drei nicht ganz identischen Fassungen: englisch, deutsch, französisch<sup>6</sup>, mit dem Titel:

---

<sup>6</sup> Es ist wohl nicht möglich, den Anteil der einzelnen Mitarbeiter genau zu bestimmen, aber auf Grund der stilistischen Eigenart ist es wahrscheinlich, daß der größere Teil des Entwurfs, die theoretischen Grundsatzüberlegungen, auf G. Gundlach zurückgeht.

»*Humani Generis Unitas*«, welcher in der lateinischen Übersetzung von P. Heinrich Bacht SJ zu *Societatis unio* geworden ist<sup>7</sup>.

Im Oktober desselben Jahres hat W. Ledóchowski den Entwurf erhalten und den Text Ende 1938 oder Anfang 1939 dem Papst überreicht, wie P. Burkhardt Schneider SJ im »*L'Osservatore Romano*« (5. April 1974) berichtet<sup>8</sup>.

Hier fangen die Unklarheiten an. Der Berichterstatter in dem »*National Catholic Reporter*«, ein ehemaliger Jesuit, hat im Nachlaß von John La Farge die Briefe Gustav Gundlachs gefunden. Er hatte noch während seiner Ordenszeit eine Arbeit über John La Farge begonnen, bei seinem Austritt einige Dokumente mitgenommen und diese dann in »*National Catholic Reporter*« publiziert mit seinem Kommentar. Der Jesuitengeneral habe das Manuskript einige Monate bei sich be-

<sup>7</sup> John La Farge, *The Manner is ordinary*. New York 1954, S. 272 f., erwähnt zwar eine Privataudienz beim Papst und seine Gespräche mit W. Ledóchowski sehr begeistert und mit vielen Details, auch spricht er über schwere Arbeit in Paris, aber wir lesen hier kein Wort über den Entwurf.

<sup>8</sup> Deutsche Wochenausgabe (3/16–17), Vatikanstadt, 20. 4. 1974, S. 7. Aus: »Zwei neue Bände der Akten und Dokumente des Heiligen Stuhls zur Geschichte des Zweiten Weltkrieges«:

### *Eine fehlende Enzyklika*

In diesem Band wird man einen Text vermissen, mit dem sich in der letzten Zeit die internationale Presse öfters beschäftigt hat. Man hat, wie sich der Leser noch erinnern wird, wiederholt davon gesprochen, daß in den Vereinigten Staaten eine noch unveröffentlichte Enzyklika Pius' XI. gegen die Rassenvergötzung gefunden worden sei, deren Veröffentlichung damals von einer nicht zu überschauenden Tragweite geworden wäre. Tatsächlich arbeiteten im Sommer 1938 die Jesuitenpatres La Farge, Gundlach und Desbuquois im Auftrag des Papstes in Paris an der Vorbereitung eines Dokumentes, das die christliche Lehre über die Einheit des Menschengeschlechtes – *Unitas humani generis* war der in Aussicht genommene Titel – gegen alle Rassenideologien darlegen sollte. Das Ergebnis der Arbeit war ein Text von über hundert eng beschriebenen Schreibmaschinenseiten, die in einem spekulativ-theoretischen und etwas schwerfälligen Stil geschrieben sind und mehr die Feder des P. Gundlach als die des P. La Farge verraten. Es existieren von diesem Text drei verschiedene Fassungen in englisch, französisch und deutsch, die nicht immer miteinander übereinstimmen. Die drei Texte, die Ende 1938 oder Anfang 1939 von dem damaligen Generalobern des Jesuitenordens, W. Ledóchowski, an Papst Pius XI. weitergegeben wurden, können nicht als ein eigentliches päpstliches Dokument angesehen werden, sondern höchstens als Entwurf, der noch eine weitere Überarbeitung und Veränderung gebraucht hätte, um in die Form einer eigentlichen Enzyklika gebracht zu werden. Die tatsächliche Situation in jenem Augenblick – der besorgniserregende Gesundheitszustand des Papstes, der wenige Wochen danach starb; die Vorbereitungen für das Zehnjahresgedächtnis der Lateranverträge, das unmittelbar bevorstand – ließ eine Weiterbehandlung jenes Entwurfes nicht zu, der wie so manche andere Texte als Torso im Archiv verblieb. Immerhin lassen sich nicht wenige seiner Grundgedanken in Dokumenten Pius' XII. von seiner ersten Enzyklika *Summi Pontificatus* vom 20. Oktober 1939 an finden. Dies erklärt sich durch die Tatsache, daß Pius XII. sich der Mitarbeit von P. Gundlach für die Vorbereitung von Texten und Ansprachen bediente, die sich auf politische oder soziale Fragen bezogen. Weil es sich also um eine Privatarbeit handelt, die zwar im Auftrag des Papstes als Vorbereitung für ein Dokument des Heiligen Stuhls unternommen worden war, sahen die Herausgeber davon ab, den Text in diese Ausgabe aufzunehmen.

halten, da ihn sein Antikommunismus »blind« gemacht habe gegenüber dem Nationalsozialismus. Man habe sogar vermutet, daß Papst Pius XI. es niemals bekommen habe.

Was soll man dazu sagen? Es ist eine Tatsache, daß Pater Ledóchowski sich große Sorgen über die kommunistische Gefahr machte. Er stammte aus Polen, Verwandte aus seiner nächsten Umgebung hatten durch die Kommunisten Schlimmes erlebt. Daher ist es verständlich, daß er – wie P. Bacht mir schrieb – gegen die Gefahr des Kommunismus auch »allergisch« war. Übrigens bedeutete das gar nicht eine nur negative Einstellung, sondern an erster Stelle ein Bemühen, den Kommunismus überflüssig zu machen durch das Streben nach sozialer Gerechtigkeit und das Aufbauen einer Gesellschaft mit Recht und Besitz für alle<sup>9</sup>. Die Angelegenheit ist aber noch etwas komplizierter. Als Pole war P. Ledóchowski nicht nur nicht rußlandfreundlich, sondern auch nicht deutschfreundlich. Ihn als blind dem Nationalsozialismus gegenüber zu bezeichnen, ist ganz lächerlich, wie Zeitgenossen, Jesuiten aus der deutschen Provinz jener Tage, mir erzählten. P. Ledóchowski hatte z. B. immer einen sehr guten Kontakt mit dem großen Gegner des Nationalsozialismus, Friedrich Muckermann SJ. Er hat ihn für geheime Aufträge nach Rom gerufen, seine Zustimmung zur Errichtung eines Archivs in Rom zur Sammlung nationalsozialistischer Dokumente gegeben, und er hat ihn ermutigt, seinen Kampf gegen den Nationalsozialismus in Rom fortzusetzen (Gral, *Der deutsche Weg*). Es ist höchst interessant, in den Lebenserinnerungen Friedrich Muckermanns über sein ausgezeichnetes Verhältnis zu P. Ledóchowski zu lesen. Allerdings sagt P. Muckermann auch: »So ist doch bisweilen wohl ein antisemitischer Komplex bei ihm hervorgetreten«, aber das war mehr Teil eines größeren »Komplexes«; der Kampf gegen den Bolschewismus, den er als »einen bewußten Gegenpol zur katholischen Kirche« ansah. »... Wahrscheinlich war es so, daß der General von der religiösen Idee so erfüllt war, daß ihn die politischen Entwicklungen nur insoweit interessierten, als sie die religiöse Idee selber tangierten.« Vielleicht charakterisiert Friedrich Muckermann seine Grundhaltung am besten mit der Wiedergabe eines Wortes von Pius XI., das er von P. Ledóchowski hörte: »Ob Sie nun sagen Nationalsozialismus, Faschismus oder Bolschewismus, es geht doch überall in gleicher Weise um die brutale Macht.«<sup>10</sup>

Leider sind in den Jesuitenarchiven in Rom alle Dokumente über diese Periode zu Beginn des Krieges vernichtet worden. Es scheint mir nicht wahrscheinlich, daß P. Ledóchowski diesen Befehl gegeben haben würde, sofern er nämlich zu befürchten gehabt hätte, daß die Gestapo seine »Freundschaft« für den Nationalsozialismus in den Dokumenten hätte entdecken können.

So wissen wir einfach nicht, warum der Entwurf einige Monate bei dem Jesuitengeneral liegenblieb. Selbstverständlich war P. Gundlach – der, wenn meine Auskünfte richtig sind, nicht mehr in sein Vaterland zurückkehren konnte – darüber ungeduldig und böse. Meines Erachtens gründen sich aber die Vorwürfe P. Gundlachs mehr auf eine »incompatibility of personalities« als auf einen Mangel an

---

<sup>9</sup> J. La Farge, a. a. O., S. 274 f.

<sup>10</sup> Friedrich Muckermann, *Im Kampf zwischen zwei Epochen. Lebenserinnerungen*. Mainz 1973, S. 634 f.

Einsicht in die Gefahr des Nationalsozialismus bei seinem Ordensoberen oder sogar auf einen Mangel an einer Philosophie des Naturrechts, wie P. Gundlach es gemäß seiner eigenen Philosophie sah. Wenn der Teil über den Antisemitismus in der Fassung P. Gundlachs nicht um vieles besser gewesen ist als bei P. La Farge, dann könnte ich mir denken, daß Ratgeber P. Ledóchowskis ihre Bedenken geäußert haben und ihm z. B. – vielleicht zu seinem Erstaunen – gesagt haben, daß der Teil über den Antisemitismus zwar gut gemeint, aber theologisch und psychologisch sehr schwach war. War es z. B. P. Augustin Bea SJ möglich, den Entwurf zu lesen oder zu korrigieren? Ich persönlich hatte das Glück, in jenen Jahren deutschen Jesuiten zu begegnen, die viel Besseres über Israel zu sagen hatten. Aber darüber im folgenden mehr.

Papst Pius XI. hat den Entwurf Ende 1938 oder Anfang 1939 erhalten. Im November hatte er wieder eine Herzattacke gehabt, sich aber schnell erholt. Als er aber den Entwurf bekam, war er vor allem mit der Gedenkrede über die Versöhnung mit dem italienischen Staat im Jahr 1929 beschäftigt, so daß er leider die Angelegenheit mit der Enzyklika aufschob. Anfang Februar hatte er die ganze Nacht an der italienischen Angelegenheit gearbeitet, sich erkältet, und am 10. Februar 1939 ist er gestorben. Sein Nachfolger Pius XII. hat den Entwurf nicht publiziert, aber wohl Gedanken daraus verwendet für seine erste Enzyklika: *Summi Pontificatus*, die sich, da der Krieg schon ausgebrochen war, selbstverständlich mit dem Frieden beschäftigte und in diesem Zusammenhang auch mit dem Gegenstand des ersten Teiles des Entwurfes: Die Einheit des menschlichen Geschlechts. Auch später sieht man noch Spuren des Entwurfes, wahrscheinlich auf Grund der Tatsache, daß P. Gundlach ein fester Mitarbeiter bei den Publikationen des Papstes wurde.

Die Vermutung des »National Catholic Reporter«, daß Pius XII. den Teil über den Antisemitismus ausließ, um den Nationalsozialisten zu gefallen, halten Zeitgenossen für nicht sehr plausibel, ebensowenig wie die wirklichen Historiker, die wissen, daß dieselben Nationalsozialisten sich so sehr bemühten, Kardinal Pacelli nicht als Nachfolger von Pius XI. zu haben, ihn halb-jüdisch nannten. Sie verstanden die Absicht der Enzyklika »Summi Pontificatus« und deren Inhalt – Einheit des menschlichen Geschlechts, Verurteilung des totalitären Staates, Protest gegen Verfolgung, Krieg und Grausamkeiten in Polen – so gut, daß die Publikation in Deutschland verboten wurde und man nur Fragmente, ganz aus dem Kontext gerissen, bekanntgab. Edith Stein war damals in Holland und hat den vollständigen Text dort zu lesen bekommen. Ich kann mir denken, daß es ihr wohl tat zu sehen, daß der Papst erwähnte, daß Jesus sein eigenes Land so sehr liebte, da sie ja auch in den Karmel in Bethlehem gehen wollte. Nie habe ich von ihr ein Wort gegen die Haltung von Pius XII. gehört. Ich weiß, daß ihre Liebe zur Wahrheit, die man in dem Einleitungsprozeß zu ihrer Seligsprechung als einen Mangel an Liebe erwähnt (!), sie nicht gehindert hätte, darüber zu sprechen. Nur das Gegenteil ist bekannt.

Aber sehen wir erst einmal, was der Entwurf der Enzyklika sagt. Als Ganzes ist es nur ein erster Entwurf, der meines Erachtens in dieser Form nicht geeignet war, als Enzyklika publiziert zu werden. Den Teil über die Einheit der Menschheit und soziale Gerechtigkeit finde ich sehr gut, und viele Gedanken daraus werden uns in

den nächsten Jahren in Enzykliken und Botschaften, besonders in den Weihnachtsbotschaften von Pius XII., begegnen. Auch der Teil über Rassismus ist ausgezeichnet. Hier hören wir John La Farge, den Kämpfer gegen Rassendiskriminierung in den Vereinigten Staaten, wenn der Text sich nicht scheut, sich ganz klar gegen »lynch law« auszusprechen und gegen Christen, die nicht mit Christen anderer »Rasse« in demselben Kirchengebäude Gott verehren wollen. Eine Enttäuschung ist aber die Stelle über eine Mischehe im Sinne einer Ehe verschiedener »Rassen«. Zwar wird das nicht verboten, aber doch der Rat gegeben, sie zu unterlassen. Man kann verstehen, daß eine solche Ehe, besonders in diesen Tagen und dann speziell im Süden der Vereinigten Staaten, praktische Schwierigkeiten für die Partner und ganz bestimmt für ihre Kinder verursachen würde. Aber in Südamerika war die Praxis der Kirche – Gott sei Dank – gerade das Gegenteil gewesen, mit sehr guten Erfolgen. Wenn man aber die Stelle im Kontext der Rassengesetzgebung in Deutschland in denselben Jahren liest, dann kann man heute sagen: Leider und Gott sei Dank ist dieser Entwurf ein Entwurf geblieben! Dies gilt in demselben Maße, und vielleicht noch mehr, über den folgenden Teil: Gegen den Antisemitismus. Die Fragmente, die man im »National Catholic Reporter« publiziert hat, sind irreführend, da sie nur die »positiven« Stellen des Entwurfs sind und man die negativen Stellen, die sich auf das jüdische Volk beziehen, nicht zitiert. Wiederholen wir nochmals: Wir kennen, trotz unserem Bemühen, nur den Entwurf, den J. La Farge geschrieben hat, aber dieser Entwurf ist teilweise publiziert worden im »National Catholic Reporter«, wieder übernommen von anderen, und er wird in »The Catholic Mind« vollständig zu lesen sein. Deshalb ist es wichtig, einmal darauf hinzuweisen, wie rückständig und unwahr die Theologie über Israel in dem Entwurf ist. Man kann es einigermaßen verstehen, daß J. La Farge, auch wenn er den Entwurf in Europa geschrieben hat, mit den neuesten Entwicklungen nicht so gut bekannt war, wie z. B. sein Mitbruder Gustav Gundlach es hätte sein sollen. Aber andererseits hätte P. La Farge doch wenigstens als Jesuit wissen müssen, daß der Stifter seines Ordens, Ignatius von Loyola, ein wahrer Freund der Juden gewesen ist. Nicht nur, daß er – im Gegensatz zu Luther – »das Heilige Land« besonders liebte, sondern es ist auch bekannt, daß er verschiedene Male Zeitgenossen skandalisiert hat, als sie ihn sagen hörten, er würde gerne ein Jude sein. Ein Baske, der Jude sein wollte, in Spanien oder Rom, in jener Zeit! Aber, wie die damals Anwesenden uns erzählen, sagte dann Ignatius: »Doch erst einmal abwarten und zu verstehen versuchen, warum er das möchte. Und er sagte mit großer Überzeugung, wie schön es wäre, auch nach dem Blut Christus gleich zu sein, daß man auch, wie Ignatius, jüdisch sein wollte.« Eine solche Einstellung spürt man leider nicht bei J. La Farge, obschon er sich wirklich ehrlich bemüht, möglichst wohlwollend über die Juden zu schreiben. Wir geben eine kurze Zusammenfassung:

N. 131 des Manuskripts sagt, wie der Kampf für Rassenreinheit sich zu einem Kampf gegen die Juden zugespitzt hat. Und das ist in einer grausamen Form der alte Kampf gegen die Juden, den Rom des öfteren verurteilt hat, besonders, wenn man ihn unter dem Vorwand des Christentums führte.

Diese schreckliche Verfolgung aber, so lesen wir in N. 132, hat doch wenigstens, wenn man das sagen darf, eine gute Seite. Und das ist nach N. 133 usw., daß man heute besser erkennen kann, warum Juden anders als alle anderen Menschen sind.

Die Judenfrage ist eine Sache der Religion und des Christentums. Nach der Meinung von John La Farge hat die Kirche immer gelehrt, daß das jüdische Volk das einzige Volk ist, das in besonderer Weise von Gott erwählt ist. Diese Erwählung ist zur Erfüllung gekommen, als Jesus Christus aus einer jüdischen Mutter geboren wurde, und seine Sendung und Lehre war die Vollendung der historischen Sendung und Lehre Israels. Leider sieht J. La Farge nur den Aspekt der Vorbereitung, und er macht es noch schlimmer, wenn der Entwurf sagt, daß »die Juden« ihren Erlöser und König verworfen und getötet haben. Auf diese Weise vernichteten sie ihr eigenes Volk, und ihre Führer haben Gottes Fluch über dieses Volk herabgerufen, so daß sie über die ganze Erde herumwandern. Man sollte aber auch betonen, daß keine natürliche Ursache zu finden ist, warum die Juden als Volk noch immer bestehen können. N. 137 gibt dann eine Erklärung mit Hilfe von Texten aus dem Römerbrief, die P. La Farge weiter interpretiert als eine Rückkehr des jüdischen Volkes *als Ganzes* zum Hause seiner Väter. Die Tatsache, daß jüdische Religion auch heute noch einen positiven Wert hat, wird nicht erwähnt. P. La Farge spricht nur über Vergangenheit und Zukunft, und deshalb lesen wir von N. 142 an über die Notwendigkeit für die Kirche, ihre Kinder zu schützen vor den Gefahren des jüdischen Unglaubens. Ich ziehe es vor, diese in einer Zeit der Judenverfolgung wirklich unglaublichen Stellen nicht weiter zu zitieren und schließe diesen Teil mit der Konklusion des Autors: Antisemitismus ist immer falsch.

N. 144 zitiert dann das bekannte Dekret des Hl. Offizium vom 25. März 1928 gegen den Antisemitismus, aber bringt nicht den Kontext dieses Dekrets. Dieser historische Kontext ist, daß hier eine Bewegung »Die Freunde Israels« verurteilt wurde. Zu dieser Bewegung gehörte u. a. auch Francisca van Leer, eine jüdische Frau aus den Niederlanden, die katholisch geworden war, sich aber noch immer jüdisch fühlte, und die eine Inspiration für viele war. Die Begründung für diese Verurteilung war aber sehr merkwürdig, so daß auch Francisca van Leer mir mit Freude nachher davon sprach: Die Organisation sei überflüssig, weil die Kirche, als solche Freundin Israels, die Gewohnheit habe, immer für Israel zu beten und deshalb aufs schärfste den Antisemitismus verurteile. Verfolgungen, wie der Entwurf in N. 145 usw. erwähnt, bleiben in der Geschichte immer erfolglos, und dieser Antisemitismus – wobei die Kirche selbstverständlich nicht mittun könne und dürfe – werde jetzt zu einer Entschuldigung, auch Christus und die Kirche selbst zu verfolgen. Die Antwort der Kirche auf den heutigen Antisemitismus liege zuerst auf der Ebene der Religion, nicht auf der der Politik. Sie bete, daß die Stunde der Rückkehr der Juden zum Hause der Väter, die Stunde der Einheit von Juden und Heiden, bald komme, aber sie warnt auch davor, daß jede Rückkehr, besonders von einzelnen Personen, niemals die Folge von indiskretem Proselytismus oder von anderen nicht-reinen Motiven sein darf. Sie dürfe nur aus tiefer Überzeugung und in Freiheit geschehen. Am Schluß (N. 152) sagt der Entwurf, daß unsere Aufgabe darin besteht, so zu leben, daß wir die Rückkehr möglich machen. Das bedeute aber heute: Verteidigung der Rechte von Personen und Familien, Sorge für diejenigen, die in ihrem Elend einen Appell an unsere Liebe und unser Mitleid richten, eine kräftige Verurteilung des Antisemitismus und Rassismus, Mitarbeit mit allen Menschen guten Willens.

Der dritte Teil trägt den Titel: *Die Aufgabe der Kirche zur Einheit des zeitlich menschlichen Lebens* und hat nur indirekt mit unserem Thema zu tun. Viele gute Gedanken dieses Teils kann man später in rein kirchlichen Dokumenten von Pius XII. lesen. Kehren wir zurück zum Text über den Antisemitismus. Wenn man über den Inhalt dieses Textes enttäuscht ist, so sollte man zuerst verstehen, daß eine Theologie des Judentums von 1938 sich nicht mit einer Theologie im Jahre 1974 messen kann. Der Entwurf, den P. La Farge 1938 in Paris schrieb, kann schwerlich auf gleicher Ebene sein wie z. B. die Erklärung der französischen Bischöfe von 1973<sup>11</sup>. Auch Edith Stein mit ihrer großen philosophischen und theologischen Begabung, mit ihrer warmen Liebe für Israel, überrascht uns einige Male mit Ausdrücken, die wir heute nicht mehr gebrauchen würden. Sie zeigt aber immer eine große Offenheit für den bleibenden Wert der Offenbarung im AT und für die bleibende Erwählung ihres Volkes. Sie wollte, wie wir schon erwähnten, auch nach Bethlehem ins Karmelkloster gehen. Und Edith Stein war nicht allein in jenen Tagen. Wir können uns denken, daß John La Farge damals, 1938, noch nicht bekannt war mit Léon Bloy, Charles Péguy, Jacques Maritain (nach dem Krieg ist er Maritain begegnet), aber sein französischer Mitbruder Desbuquois, mit dem er in Paris zusammenarbeitete, soll ihre Publikationen schon damals gekannt haben.

Und ferner P. Gundlach: Ich habe einige Zeit die Hoffnung gehegt, daß seine Fassung in dieser Hinsicht viel besser sein würde als die von P. La Farge. Leider scheint es gerade umgekehrt zu sein. Man hat mir gesagt, daß der Entwurf der Sache nach identisch ist mit dem Artikel »Antisemitismus« von P. Gundlach in der zweiten Ausgabe des »Lexikon für Theologie und Kirche«, 1930. Nur ist der Wortlaut etwas milder und nicht so explizit.

P. Gundlach unterscheidet hier eine völkisch und rassenpolitisch eingestellte Richtung des Antisemitismus von einer staatspolitisch orientierten Richtung. Die erste Richtung »ist unchristlich, weil es gegen die Nächstenliebe ist, Menschen allein wegen der Andersartigkeit ihres Volkstums, also nicht ihrer Taten wegen, zu bekämpfen. Auch wendet sich diese Richtung notwendigerweise gegen das Christentum wegen seines inneren Zusammenhangs mit der Religion des von Gott einst auserwählten jüdischen Volkes . . . Die zweite Richtung des Antisemitismus ist erlaubt, sobald sie tatsächlich schädlichen Einfluß des jüdischen Volksteils auf den Gebieten des Wirtschafts- und Parteiwesens, des Theaters . . . mit sittlichen und rechtlichen Mitteln bekämpft.« Der nächste Paragraph macht die These Gundlachs sehr klar: »Der Antisemitismus der Partei um Adolf Stoecker in Berlin und die Christlichsozialen in Wien . . . gehören der zweiten Richtung an.«

So sieht man, daß P. Gundlach in diesem Teil des Entwurfs sich ganz bestimmt von La Farge entfernte, nicht, weil P. La Farge die positiven Werte des Judentums nicht genügend betonte, sondern im Gegenteil, weil P. Gundlach die zweite Richtung des Antisemitismus bejahen wollte. Es ist kaum zu verstehen, daß er sich 1938 nicht bemüht hat, besseren Aufschluß von Sachverständigen, z. B. von Edith Stein (via P. Erich Przywara SJ) oder von seinen Mitbrüdern Wilhelm Klein und Gustav Closen zu erhalten. Persönlich erinnere ich mich noch sehr gut an die Vorlesungen von P. Closen und Peter Browe SJ in Valkenburg (Niederlande) sowie an die Ge-

<sup>11</sup> S. FR XXV, S. 14 ff.

sprache mit P. Klein, der in diesen Jahren betonte: Israel habe eine spezielle Aufgabe in der Kirche, Hitler wolle die Juden vernichten, aber in der Folge würde Israel sich wieder als Volk bewußt werden. P. Augustin Bea bin ich in jenen Tagen nicht begegnet, aber ich vermute, daß P. Gundlach Kontakt mit ihm über diese Stelle im Entwurf gehabt hat. In Holland hatten wir, wie gesagt, eine Francisca van Leer mit ihren Freunden, und ferner sollte ich Martin Wijnhoven erwähnen, der damals schon das Band zwischen Volk und Land Israel so stark betont hat. Ich erwähne nur einige, mit denen ich in jenen Jahren Bekanntschaft gemacht habe. Es scheint aber klar zu sein, daß wir weder im La-Farge-Entwurf noch im Gundlach-Entwurf diese neuen positiven Gedanken über Israel wiederfinden. Deshalb kann ich über diesen Entwurf nur sagen, daß ich es für möglich halte, daß P. Ledóchowski einen Ratgeber in Rom hatte, der etwas mehr über Judentum wußte und über diese allzu traditionelle Theologie nicht begeistert war. Das wäre dann eine andere Erklärung für das Zögern von P. Ledóchowski als die von P. Gundlach, wie wir schon am Anfang dieses Aufsatzes sagten.

Wie dem auch sei, wenn Pius XII. die Enzyklika nicht publiziert hat, dann war es nicht der Grund, daß er Hitler einen Gefallen tun wollte oder daß er ihn zu sehr fürchtete. Einige Monate nach seiner Wahl brach der Krieg aus, der jeden Augenblick zum Weltkrieg werden konnte. Der Papst schrieb *Summi Pontificatus*, einen Aufruf zum Frieden. Aber er tat mehr als schreiben, mehr als man von einem Papst erwartete mit seinen Versuchen, den Krieg zu beenden. Wir wissen heute, daß Pius XII. kein Risiko gescheut hat, als er im ersten Kriegswinter 1939/40 persönlich zwischen dem Abgesandten der deutschen Militäropposition und dem britischen Vatikangesandten Osborne vermittelt hat. Obwohl er seitens der englischen Regierung verbindliche Erklärungen für den Fall eines Staatsstreichs zur Entmachtung Hitlers erlangte, verrann diese letzte Chance zur Wiedergewinnung des Friedens ungenutzt, weil sich die Generäle nicht zum Handeln entschließen konnten<sup>12</sup>.

Seine Proteste am 10. Mai 1940 gegen den Angriff gegen Belgien, Holland, Luxemburg waren so kräftig und unzweideutig, daß Mussolini mit dem Konzentrationslager drohte, worauf der Papst erwiderte, dazu bereit zu sein, denn in bestimmten Augenblicken könne er als Papst nicht länger schweigen<sup>13</sup>. Selbst der bekannte Soziologe und Pazifist Professor Gordon Zahn schließt aus diesen Telegrammen, daß es jetzt für die deutschen Katholiken evident gewesen sein sollte, daß Dienstverweigerung Pflicht wäre<sup>14</sup>. Wenn Rolf Hochhuth 1973 in einem Pressegespräch meint, daß der Papst doch wenigstens in den Niederlanden durch seinen Nuntius gegen die Deportation der Juden hätte protestieren sollen, um auf diese Weise Edith Stein zu retten, dann zeigt er wieder, daß er mit den wirklichen Verhältnissen 1942 nicht bekannt ist. Dieser Nuntius, Msgr. Paolo Giobbe, war am 18. Juli 1940 notgedrungen mit dem übrigen »Corps diplomatique« aus Den Haag abgereist. In Rom hat dann dieser scharfe Gegner des Nationalsozialismus vieles geleistet, um – via geheime Kanäle – Papst und niederländische Bischöfe mitein-

<sup>12</sup> Zu Einzelheiten vgl. Harold C. Deutsch, *Verschwörung gegen den Krieg. Der Widerstand in den Jahren 1939–1940*. München 1969.

<sup>13</sup> Anthony Rhodes, *The Vatican in the Age of Dictators 1922–1945*. London 1973, S. 243 ff.

<sup>14</sup> G. Zahn, der in jenen Tagen nicht in Europa war, kann sich nicht vorstellen, daß solche Proteste in Deutschland nicht publiziert werden konnten.

ander in Kontakt zu halten. Deshalb hat der Papst verschiedene Male über Personen, die ein Visum für das besetzte Gebiet Holland bekamen, diese Bischöfe für ihre mutige Haltung und Worte gelobt. Wahrscheinlich hat er doch nicht erfahren, daß Edith Stein, als Opfer nationalsozialistischer Vergeltungsaktion, »der Rache an den Bischöfen«, wegen des Hirtenbriefes über die Judenfrage in Auschwitz-Birkenau vergast worden war<sup>15</sup>. Das wußten wir auch in Holland nicht. Aber Hochhuth hat wieder unrecht, wenn er in »Der Stellvertreter« sagt, daß man Edith Stein im Stich gelassen habe. Der niederländische Bischof ihrer Diözese, Bischof G. Lemmens, hat alles versucht, ihr zu helfen, um »unterzutauchen«. Aber sie selbst wollte es nicht. Nach dem Protestschreiben der Bischöfe ist der Bischof persönlich zu dem Hauptdienstleiter der SS gegangen und bekam dann die Versicherung von ihm, daß Edith und ihre Schwester Rosa »unter seinem persönlichen Schutz« stünden. Der Bischof erfuhr erst später, was das bedeutete: Deportation, Auschwitz, Gaskammer<sup>16</sup>. Auch bei Frau Dr. Gertrud Luckner zeigte es sich, wie die Geheime Staatspolizei die Radioansprache Pius' XII. zu Weihnachten 1942 verstand. Dies geht aus einem der Berichte der umfangreichen Akten der Geheimen Staatspolizei über Dr. Gertrud Luckner hervor. Bei einer der bei ihr vorgenommenen Kofferkontrollen auf ihren damals ständigen Reisen der Hilfstätigkeit bis zu ihrer Verhaftung im März 1943 entdeckte die Gestapo auch diese Weihnachtsansprache<sup>17</sup>. Ein Bericht des Reichssicherheitshauptamts (vom 22. 1. 1943) schreibt von dieser Papstansprache: »Wir verstehen sehr gut, welche Leute der Papst damit meint.«<sup>18</sup> In der Tat sprach der Papst eine deutliche Sprache. Er spricht in dieser Weihnachtsbotschaft von der kollektiven Verantwortung, auch von »nicht wenigen, von denen, die sich Christen nennen . . . für die Fehlentwicklung, für die Schäden und für den Mangel an sittlichem Hochstand der heutigen Gesellschaft . . .« und sagt: ». . . müssen nicht alle Hochherzigen sich zusammenfinden im Gelöbnis, nicht zu rasten, bis in allen Völkern und Ländern die Zahl derer Legion geworden ist, die entschlossen sind, das Gemeinschaftsleben zu dem unverrückbaren Mittelpunkt seines Kreislaufs, zum göttlichen Gesetz zurückzuführen, die bereit sind, der Persönlichkeit und der in Gott geadelten Gemeinschaft zu dienen! . . . Dieses Gelöbnis schuldet die Menschheit den Hunderttausenden, die persönlich schuldlos, bisweilen nur um ihrer Nationalität oder Abstammung willen dem Tode geweiht oder einer fortschreitenden Verelendung preisgegeben sind . . .«<sup>19</sup>

---

<sup>15</sup> Vgl. auch Robert M. W. Kempner, Edith Stein und Anne Frank. Zwei von Hunderttausend. Die Enthüllungen über die NS-Verbrechen in Holland vor dem Schwurgericht in München. Die Ermordung der »nichtarischen« Mönche und Nonnen. Freiburg 1968. Herderbücherei 308, S. 85 ff.

<sup>16</sup> Als een brandende toorts. Echt 1970, S. 120 ff.

<sup>17</sup> Aus: Bericht vom 8. 3. 1943: ». . . Hier dauerte ihr Aufenthalt 2 Stunden. In der Zwischenzeit wurde eine Kontrolle des bei der Gepäckannahme des Bahnhofs Bamberg abgegebenen Koffers der L. vorgenommen. In diesem befanden sich mehrere Exemplare der Ansprache des Papstes zu Weihnachten 1942 und des Advents-Hirtenbriefes des Bischofs Konrad von Berlin, die sie vermutlich als Propagandamaterial mitführt und verteilt . . .«

<sup>18</sup> Vgl. A. Rhodes, a. a. O., S. 272 f.

<sup>19</sup> In: Papst Pius XII. Die Friedensordnung der Völker. Die großen päpstlichen Friedenskundgebungen zu Weihnachten 1939, 1940, 1941 und 1942. Aus: Radioansprache zu Weihnachten 1942. Luzern 1943, S. 46.

Bemerkenswert ist in diesem Text auch, daß der Papst die Verantwortung der Christen für die Nicht-Christen, für die Juden schlechthin, betont und nicht nur über die Verantwortung der Kirche für getaufte Juden spricht. Er gibt hier den kirchenpolitischen Standpunkt auf, um als Gewissen der Welt zu sprechen.

Abschließend könnte man etwa sagen: Gewiß wäre vieles anders verlaufen, wenn schon 1933 eine gute Enzyklika gegen den Antisemitismus vorgelegen hätte. Man wäre dann in den bischöflichen Kanzleien, in den Pfarrämtern und anderswo hellhöriger gegenüber der nazistischen Judenhetze geworden. Andererseits aber waren die theologischen Konzepte der Zwischenkriegszeit – dies zeigen die vorliegenden Entwürfe zu »*Humani generis unitas*« – noch zu stark von traditionell christlicher Judenfeindlichkeit belastet. Man kann also nur bedauern, daß damals keine gute Enzyklika herauskam. Gleichzeitig aber muß man froh sein, daß die vorliegenden Entwürfe nie offizielle kirchliche Verlautbarung geworden sind. In diesem Falle wäre es nämlich noch viel schwieriger geworden, später zu dem Kompromißtext Zweiten Vatikanischen Konzils (*Nostra aetate* 4) zu gelangen.

## Recht auf Leben — in den USA und in der Bundesrepublik Deutschland

Von Hansjürgen Verweyen

In der Diskussion um die Reform des § 218 wird häufig auf die Rechtslage in anderen Ländern der westlichen Welt hingewiesen, ohne daß dabei immer der Kontext zureichend bekannt ist, aus dem dieses Recht erwachsen ist. Zur Klärung des so schwierigen Fragenkomplexes könnte eine Gegenüberstellung jener Urteile zweier Gerichte der »freien Welt« beitragen, die wohl am schärfsten miteinander kontrastieren und in den betreffenden Ländern am meisten Widerspruch hervorgerufen haben: die Entscheidung des Obersten Gerichtshofs der USA vom 22. Januar 1973 und die des Bundesverfassungsgerichts der Bundesrepublik Deutschland von 25. Februar 1975.

### I

Ein wesentlicher Unterschied in der Rechtssituation ergibt sich schon daraus, daß die Frage der Abtreibung in den USA in die Gesetzgebungskompetenz der einzelnen Staaten, nicht, wie in der Bundesrepublik, in die des Bundes fällt. Vor dem Urteil des Obersten Gerichtshofs war folgende Lage gegeben. In den meisten Staaten galt – wie in Deutschland seit etwa der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts – die durchgeführte oder versuchte Abtreibung einer Leibesfrucht vom Beginn der